

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 23 (1943-1944)
Heft: 7

Artikel: Jugend in der Entscheidung
Autor: Balmer, Hans Rudolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-159073>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

nomischen Nationalismus steht und sich von rein wirtschaftlichen Erwägungen emanzipiert, ist das Neue und zugleich Beunruhigende. Es ist zugleich der Umstand, der uns zwingt, unsere verhältnismäßig optimistische Prognose der Wirkungen der Industrialisierung erheblich zu modifizieren. Denn je mehr die Industrialisierung eines Landes die Linie der ökonomischen Ratio verläßt, um so größer die Störung der Weltwirtschaft, die von ihr ausgeht, um so schwerer die Anpassung und um so unsicherer die Kompensation, von der wir gesprochen haben. Zwar schädigen die Neuländer sich selbst, wenn sie ihre wirtschaftlichen Kräfte unzweckmäßig verwenden und entwickeln, aber je geringer die Kaufkraftsteigerung ist, die von der Industrialisierung erwartet werden müßte, um so weniger dürfen die alten Industrieländer damit rechnen, daß der primäre Einfuhrückgang durch vermehrte Einfuhr anderer Konsumgüter mehr als gutgemacht wird, um so größer ist also auch der Schaden für die übrige Welt.

In dieser Solidarität der Interessen liegt nun freilich auch eine nicht zu unterschätzende Hoffnung. Auch die Neuländer werden sich am Ende der Einsicht nicht verschließen, daß eine rationelle, d. h. den natürlichen Entwicklungstendenzen folgende Industrialisierung einer unrationellen vorzuziehen ist und daß die eigene Bevölkerung die Kosten aller Gewalttaten zu tragen hat. Man wird früher oder später aus den Fehlern lernen und sie korrigieren, nachdem die erste Freude am Bauen und an der feierlichen Eröffnung neuer Fabriken sich gelegt hat. Nichts aber ist mehr geeignet, alle diese nach Entfaltung, Entwicklung und Gleichberechtigung strebenden Länder in ihrem Willen zu ruhiger Überlegung zu stärken, als das von jeder Eifersucht oder gar Herablassung freie Verständnis der alten Industrieländer für eine im Grunde ebenso natürliche wie unaufhaltsame Entwicklung und ihre Bereitschaft zur Kooperation. Das aber setzt wiederum voraus, daß man sich von den Gespenstern befreit, die nationalökonomische Ignoranten und düstere Untergangspropheten uns einreden, und sich nüchtern den Sinn der Industrialisierung der Agrar- und Rohstoffländer klarmacht.

Jugend in der Entscheidung.

Von Hans Rudolf Balmer.

I.

Es besteht ein wesenhafter Unterschied zwischen dem Verlangen nach Neuordnung, wie es aus der jungen Generation des kriegsführenden Auslandes hörbar wird, und dem Ruf nach Neugestaltung des Zusammenlebens von Mensch und Staaten, wie er in unserem Lande und bei unserer Jugend erhoben wird. Denn die Schweizerjugend fragt — wie alle Schweizer — irgendwie aus einem Versteck heraus, aus dem zum Rückzug stets noch

offnen Schuß einer schlechthin noch gültigen und erträglichen Ordnung heraus — nach der Neuordnung. Ohne Waffengang, ohne Erleiden des Krieges als Schlacht und Brand fehlt ihr, natürlicherweise und gottseidank, die grausame materielle Notwendigkeit, mit äußersten Mitteln, mit einem verzweifeltsten Schrei die Neuordnung herbeizurufen. Aber wenn ihr auch diese schmerzliche Einsicht erspart blieb, wenn ihr die Übelstände der ersten Nachkriegsjahre: die für die Schweiz besonderen Wirkungen der Revolution, der ausländischen Inflation, die tieferen Gründe der Wirtschaftskrise, nur aus den Erzählungen der Älteren bekannt sind, so hat sie zum mindesten die nächsten Wirkungen dieser abwärtsbewegten Erscheinungen zu spüren bekommen. Von einem Wohlbehagen, von einem materiell und geistig unberührten und ungestörten Heranwachsen kann nicht die Rede sein. Sich (weil er angeblich doch nie etwas anderes gekannt habe) mit der wirtschaftlichen Lage, die ihm in den kleinsten Unternehmungen die größten Schwierigkeiten entgegenbringt, mit einer geistigen Umgebung, die seine eigene innere Unklarheit eher vernebelt als lichtet, mit einer seelischen Atmosphäre, die vom Film bis zur Lektüre seinem Tiefenbedürfnis nur Flächenhaftigkeit entgegenstellt, mit all dem sich abzufinden, wird dem Jungen heute nicht mehr möglich sein. Er ist ja der erste, der die Selbstverständlichkeiten auf ihre Ursache und ihren Schuldner hin befragt, er hat ja ein besonders empfängliches Gefühl für die Lehren des alltäglichen Anschauungsunterrichtes. Kommen dazu die Fangarme der verschiedensten politischen und sportlichen Organisationen, die Leuchtreklamen vielversprechender Parteigänger: er muß ja unweigerlich auf die Präexistenz, auf das sagenhafte ehemalige Vorhandensein einer „goldenen Zeit“ aufmerksam werden.

Dennoch: die furchtbare Not der ausländischen Nachkriegsjugend, wie sie Franz Diez in seinem Roman „Die Gesellschaft der Jugend“ mit erschütternder Meisterschaft und ohne jegliche Tendenz geschildert hat¹⁾, ist dem jungen Schweizer nicht am eigenen Leibe widerfahren. So ganz „unverwurzelt, ohne Grund, ohne Erde, Opfer der Tatsachen, Opfer der Extreme, des Pendelgesetzes der Weltdynamik“, wie vor vier Jahren ein Student sich ausdrückte²⁾, sind wir nun doch nicht. Noch immer müssen wir uns hüten, in Zeiten, wo gleichaltrige Brüder furchtbares Schicksal zu bestehen haben, unserem eigenen Unbehagen allzugroße Worte zu verleihen.

Und das ist es wohl eigentlich, woraus unsere junge Generation eine Neuordnung fordert, begrüßt, wenigstens insgeheim herbeiwünscht: eine nicht grundlose, aber der konkreten Gründe nicht bewußte Unzufriedenheit, eine Art Mißbehagen in den angestammten Verhältnissen. Daraus ergibt sich auch die seltsame Tatsache, daß sie im einzelnen in den allerwenigsten Fällen die konkret empfundenen Mängel am Bisherigen aufzuzeigen verstünde, daß sie ohne paragrafisiertes Programm auch von der

¹⁾ Franz Diez, Die Gesellschaft der Jugend, Stuttgart 1939.

²⁾ Klaus Ammann, Die geistige Sicht des heutigen Studenten, „Schweizerische Rundschau“, 1939, S. 53.

„Weltverbesserung“ und dem Neubau ebensowenig ein klares Bild, nicht einmal ein klares Wunschbild zeichnen könnte. Sie reißt deshalb auch nicht blindlings nieder, begibt sich vielmehr, wie wir aus zahlreichen Diskussionen entnehmen können, in Allgemeinheiten, die nicht so sehr Phrase als Ausdruck, wahrheitsgemäße Äußerungen innerlich verhinderter Klarheit darstellen. Was sich Programm und Postulat jungliberaler, links und rechts orientierter Gruppen und Grüppchen nennt, supponiert — so will uns bis zum Erweis des Gegenteils scheinen — die hinter ihnen stehenden jungen Leute, sie drücken wahrscheinlich nur den kleinsten Teil jugendlichschweizerischen Willens aus. Im alltäglichen Verkehr, auch im Militärdienst, ist es erstaunlich, wie wenig konkret Forderungen, Mängelrügen, Kritik ausfallen.

Dieser Umstand schließt ein den schweizerischen Verhältnissen Günstiges und ein ihnen Gefährliches in sich. Das Gute an der zurückhaltenden Einstellung der Jungen liegt zweifellos darin, daß in ihr deutlich zum Ausdruck kommt, wie sehr sie sich ihrer Erfahrungslosigkeit in der politischen Praxis bewußt sind, wie wenig sie an eine von Jungen durchgeführte Totalrevision, nicht nur der Verfassung, sondern des ganzen Volkskörpers denken, wie weit entfernt sie einer revolutionären Neuordnung stehen. Beispiele jugendlicher Übereilung, wie jenes der „Freien Basler Jugend“, stehen vereinzelt und unter der harten Kritik der nicht beteiligten Jugend selber da. Das ist vor allem dann wichtig zu wissen, wenn in der Öffentlichkeit ein allgemeiner Ruf nach jungen Kräften erschallt: daß man sich klar macht, inwiefern die Jugend bereit sein kann, und welche natürlichen Grenzen den tatsächlichen Fähigkeiten der heranwachsenden Menschen gezogen sind.

Eine Gefahr wächst aus dieser Zurückhaltung dann, wenn plötzlich in die allgemeine Unzufriedenheit, in die programmpunktlose Sehnsucht nach einer besseren Ordnung die Propaganda, aber vor allem das Beispiel fremder, bereits in vollem Schwung befindlicher Bewegungen, Planungen, Jugendstaaten eindringt. Vor allem das Beispiel der letzten Jahre, die Vorführung einer eingespannten, auf ein ganz bestimmtes Ziel hin marschierenden Jugend füllt unversehens die ungewissen Wünsche mit schlagwortartigen, uns vielleicht wesensfremden Forderungen und „Haltungen“ aus. Es braucht sich dabei noch keineswegs um ein Gutheißen jener Bewegungen zu handeln, es genügt, daß der junge Mensch die scheinbar sinnerfüllte Hinordnung der andern und seine eigene, mit großen Spielräumen reich ausgestattete Bewegungsfreiheit, die er nicht nutzbar angewendet findet, vergleicht — schon wird aus den vielen kleinen Mißstimmungen ein Allertweltsübel und aus der künftigen Ordnung eine Allertweltsplanung.

Diese Gefahr ist heute groß und akut. Das Beispiel einer Jugendbewegung voller Ordnung, Disziplin, Erfolg und Glorie muß den aus den oben geschilderten Verhältnissen herkommenden Adoleszenten zur eigenen Tat anspornen, zu einer Tat indessen, die, stets nur vom fremden Beispiel

genährt, von wesensverschiedener Verwirklichung angespornt, sich, auf unsere Verhältnisse übertragen, katastrophal auswirken müßte, so gut, so notwendig, so dringend sie an sich immer sein mag.

II.

Dem jungen Schweizer fällt in den Bewegungen fremdstaatlicher Jugend vor allem das sie verbindende neue *Gemeinschaftsethos* auf. Es sei dahingestellt, inwiefern jene Zusammengehörigkeit einem wirklichen Ethos entspringt und inwiefern sie lediglich Tatsache ist. Für den jungen Menschen, der aus einer jüngsten Vergangenheit eigensinniger, pseudoföderalistischer Zersplitterung und Vereinzelnung des Volksganzen herkommt, der aber seinen natürlichen Sinn für menschliches Zusammenleben nicht verloren hat, weil er ja den Mitmenschen durchaus neu erfährt, bedeutet dieses Beispiel, durchaus nicht so oberflächlich genommen, die Erfüllung seiner innersten Wünsche. Es bei sich und für sich zu verwirklichen, verbietet ihm indessen die Erfahrung, daß jene Gemeinschaft nur durch die Hinordnung auf den gemeinsamen Führer hergestellt bleibt, und schon aus ganz praktischen Gründen, ohne daß wir ihm eidgenössischer Gesinnung entsprungene Überlegungen zuschreiben müßten, lehnt er diese Ausrichtung ab.

Er wird daher an die Stelle des unweigerlich extrem rechts orientiert erscheinenden Gemeinschaftsethos einen alten, seinem Fühlen sehr nahe stehenden Begriff wiederum einführen: die *Brüderlichkeit*. Unlängst ist in zahlreichen Auseinandersetzungen zwischen jungen Soldaten, die den letzten in den Aktivdienst eingesezten Jahrgängen angehören, oftmals von einer neuen Art *Freundschaft* geredet worden, die sehr viel Ähnlichkeit mit einer aus dem Militärdienst auf das zivile Leben übertragenen *Rameraschaft* besitzt. In Erfüllung der besonderen, an die Rekrutenregimenter gestellten Aufgaben haben diese gefunden, in Schnee und Kälte hart gewordenen jungen Menschen das erste Mal so recht erfahren, was gemeinsamer Einsatz, gemeinsam überwundene Hindernisse durchaus nicht immer körperlicher Art, für den Einzelnen bedeuten. Zu welcher lebendiger Gemeinschaft eine gutgeführte, vor wirklichen Aufgaben gestellte, und vor allem noch nicht dienstmüde Truppe zusammengeschlossen werden kann. Aus ihren einzelnen privaten Schicksalen herausgerissen, sind sie zu einer kameradschaftlichen Einheit zusammengewachsen, in der Hilfeleistung, Aufeinanderangewiesensein, frohe Laune aus ernsthafter körperlicher Arbeit zu ihren tiefsten Erlebnissen wurden. Wenn sie dem Ausdruck verleihen wollten und nach einem neuen Namen dafür suchten, so mag es nur eine sprachliche Gewöhnung, eine mitgebrachte Scheu gewesen sein, die sie daran hinderten, sich mit dem tief innerlich berührenden Ehrennamen — mit *Bruder* — anzureden.

Und dieses Neue wollten sie mitnehmen, mit ganz neuen, selbsterstandenen Gedanken über das menschliche Zusammenleben sind die Ernsteren

unter ihnen ins zivile Leben zurückgekehrt. Aber dort fehlt ihnen nun etwas: die gemeinsame Voraussetzung.

Das ist es gerade, was wir Jungen uns deutlich vor Augen führen müssen: dieses Postulat der klassischen französischen Fraternité, das sich einer neuen, jugendlichen Anziehungskraft zu erfreuen scheint, konnte, solange es voraussetzungslos verstanden wurde, gerade das nicht verhindern, aus dem es nun herausführen soll: Not und Krieg und Bruderkrieg. Genau so, wie jene neue, straffe Gemeinschaftsform nur als eine auf ein Einziges hingebundene Gemeinschaft Bestand hat und wir keineswegs die Hinordnung, sondern den ausrichtenden Zwang des objektiven Mittelpunktes nicht anerkennen können, genau so ist auch menschenfreundliche Brüderlichkeit nur unter der Bedingung einer zentralen Voraussetzung möglich. Denn Brudersein heißt, schon der bloßen Wortbedeutung nach: den gleichen Vater haben. Eine Gemeinschaft, die ihre Glieder brüderlich verbunden wissen will, muß einen gemeinsamen Vater anerkennen, und das kann nicht ein Glied ihrer selbst, kann auch nicht der Staat, das kann nur Gott sein. Die französische Jugend hat aus dem Ergebnis der voraussetzungslos hingegenommenen Fraternité den konsequenten Schluß gezogen, und ihre neue Definition heißt denn auch: „Les frères, ce sont ceux qui disent le Nôtre Père“³⁾. Wir hoffen, daß die Schweizerjugend nicht die Not ihrer westlichen Nachbarn zu erleiden habe, ehe sie zu dieser Einsicht gelangt.

Noch aufdringlicher, überraschender erklingen dem jungen Schweizer die Worte vom neuen Europa, gleichsam vom Brudersein der Nationen. Da scheint ihm, als dem Sohne des Sitzstaates von Völkerbund, Rotem Kreuz, Berner Union und der Ärztemissionen eine rege Anteilnahme ohne weiteres gegeben zu sein. Wir brauchen sie keineswegs zu begründen. Wir müssen aber darauf hinweisen, daß hier, wo die an sich schon einem Idealismus ätherischster Sorte geneigten Vorstellungen ins Große und umso Verpflichtendere anwachsen, die selben Voraussetzungen zu gelten haben. Wir wissen nicht, wie diese neue Ordnung aussehen wird, es hat auch keinen tiefern Sinn, sich die vom Kriegsglück abhängigen Varianten, die je nach dem endgültigen Sieger verschiedenen Lesarten des Grundvertrages auszumalen. Wohl aber können wir in den Vorstellungen der Jungen Anzeichen eines Wunschgebildes erkennen.

Kaum ein junger Schweizer wird außerhalb der offiziellen Versammlungen sagen: die separatistischen Tendenzen müssen aus der Welt geschafft, Zollschranken müssen niedergerissen, die Vertragsdiktatur muß verunmöglichlicht und die Klassenkämpfe müssen durch sozial verständnisvolle Gesetzgebung verhindert werden. Er denkt wohl an all diese, der nächst älteren Generation in schmerzlicher Erinnerung bleibenden Dinge, nennt sie aber kaum mit diesen „offiziellen“ Namen. Viel eindringlicher beunruhigen und

³⁾ Vgl. „Cité Nouvelle“, Revue catholique d'étude et d'action, Lyon, 1941 ff.; „Revue des jeunes“ sowie andere im neuen Frankreich erscheinende Zeitschriften.

bedrohen ihn die daraus erwachsenden Folgen: Gerechter Zorn, Verdemütigung, Verengung auf der einen Seite; Stolz, Herrschsucht und Pedanterie auf der andern. Auch die Hilfsmittel, die von der Öffentlichkeit angepriesen und vorgeschlagen werden, nennt er weniger: Föderation, Union, Schiedsgerichtsbarkeit, Fnedikt — er wünscht sich viel mehr, auf die einfachste Formel gebracht: ein menschliches Leben und damit ein der Würde des Menschen entsprechendes Zusammenleben.

Das ist selbstverständlich — die Jugend ist immer ein kräftiger Befürworter der grenzenlosen Weltvereinigung gewesen und wird es auch in der Zeit des kraßesten Nationalismus bleiben. In ihr ist noch etwas wach vom Bewußtsein der Gleichheit in der Größe und vor allem in der Not. Ein junger Mensch, der noch von keiner demagogischen Gehässigkeit angefressen wurde, wird von einem Abscheu gegenüber den Vergewaltigungen und Ungerechtigkeiten in der Folge des Versailler Vertrages erfaßt. Er wird auch in den meisten Fällen in Freund und Feind Gutes vom Schlechten unterscheiden können. Kurz gesagt: er kommt aus Mitleid, Vertrauen in die Güte des menschlichen Wesens zu einer wesentlich humanen Auffassung der möglichen Weltordnung. Ob ihn aber diese sehr auf Gefühlswerte und Sympathie gestützte Haltung auch zu tatkräftiger Mithilfe befähigen kann, ist eine ernsthafte Frage. Zu denken, ob das nicht alles vor der „günstigen Gelegenheit“, vor eigenen Aufstiegsmöglichkeiten zusammenbricht, ist vielleicht mehr als eine bloße Befürchtung.

Es gilt deshalb, diese lautern Bewegungen des jugendlichen Geistes recht tief unten zu erfassen, sie in der richtigen Ordnung weiterzuleiten, ihr Wegweisungen, Hinweise zu geben, um aus den noch ungetrübten jungen Kräften keine bloßen Wasserpflanzen treiben zu lassen, sondern sie wirklich für das Reifen eines gesunden Menschentums nutzbar zu machen. Und es gilt — gleichviel für die Ältern und für die Jungen —, das abstrakt Humane — die Schwäche aller homozentrischen Systeme — konkret zu verwirklichen, überhaupt Neigungen und Wünsche in Beschränkung und Erweiterung zu konkretisieren. Ansonst alle noch so gutgemeinten „Haltungen“ dem Ansturm unmenschlicher, gewalttätiger Weltverbesserung erliegen müßten. Es läßt sich daraus die stets noch drängende Notwendigkeit standesgemäßer, ernsthaft ans Werk gehender Jugendorganisationen schließen.

Eine der konkretesten Erfahrungen unserer europäischen und noch vielmehr unserer eidgenössischen Geschichte ist aber die, daß sie ohne Gott nicht auskommt. Das heißt mit andern Worten, daß die Menschlichkeit und ihr Mitleid und ihr guter Wille ohne Halt bleibt, solange sie sich als Letztes und Einziges und Zentralstes begreift. Wir werden auch diesmal nicht ohne ihn auskommen, auch dieses Mal mit den schönsten Plänen nicht weit, höchstens bis zu einem neuen Krieg gelangen, wenn wir unsere Gemeinschaft, sei es in nationalem, sei es in internationalem Ausmaß, nicht als eine „*respublica hominum sub Deo*“ zu verstehen gewillt sind. So wird auch die Beantwortung der Frage, ob die scheinbare Voreingenommenheit

der Jungen für die neue Ordnung von Gutem oder Schlechtem sei, davon abhängen, ob sie in dieser — von niemandem mehr überflüssig gehaltenen — Neuordnung ein Abbild, oder doch eine Ausrichtung nach den Normen einer höheren, unvergänglichen, der besten Ordnung sehen will.

III.

Nach alledem wird man mir leicht den Vorwurf machen können, daß ich der jungen Generation Gedanken unterschiebe, die ihr fremd sind. Darauf wäre zu antworten, daß das, was der junge Mensch nicht ausspricht, ihm nicht ebenso fremd zu sein braucht, und daß es ihm stets schwer fällt, in irgendwelcher Konfrontierung sein Eigenstes auszusprechen. Zudem könnte es nur eine betrübliche Feststellung sein, wenn nach dem Jahre, in dem in beinahe allen Kantonsräten die göttliche Vorsehung für den Schutz unserer 650jährigen Eidgenossenschaft herbeigebeten wurde, behauptet werden könnte, die Jugend wisse nichts von ihr. Vollends wäre es gerade dann die Pflicht eines Jungen, an diese grundlegenden Tatsachen zu erinnern.

Ein sichtbarer Beweis dafür, daß die Schweizerjugend diesen Gedanken durchaus nicht unzugänglich ist, liefert uns die Tatsache, daß sie, so sehr sie Neuerung, Verbesserung als ihr eigenstes Anliegen empfindet, unter allen Umständen den eidgenössischen Bund erhalten will. Sie denkt bündisch, und das durchaus nicht in Wynekenscher Prägung. Sie beginnt einzusehen, daß eine Staatsform, die ihre Begründung und ihren Bestand von dem gottübergebenen Wort, von einem direkten, von keinerlei Spekulationen getrüben Bezug zwischen irdischer und überirdischer Ordnung ableitet, kraft seiner ständigen Wiederholbarkeit ein *S t a a t s w e s e n* der Jugend, also der auf eine neue Ordnung hinbewegten Menschen sein muß.

Der Bund ist das Kriterium der Schweizerjugend. Schon kündigt sich in dem Begriff, den sie sich von ihrer *F r e i h e i t* macht, deutlich die Ablehnung an ältere Gedanken als an diejenigen des rein liberalistischen Jahrhunderts an. Ihr Verlangen nach gebundener Gemeinschaftsform zeigt deutlich, daß sie ihre Freiheiten, mit der zusammen stets Landschaft, Arbeit und Wehrkraft genannt werden, eidgenössisch — also im Bewußtsein der freien Verpflichtung — begreift. Was ihr Gegenteil, die individualisierte Freiheit, für Folgen zeitigt, hat sie im Zusammenbruch der darnach orientierten Wirtschaft, in der Kälte der Vereinzelnung und Entwurzelung und in der augenblicklichen Ausgeschlossenheit buchstäblich am eigenen Leibe erfahren.

Wenn der junge Schweizer aber den Bund verwirklichen will, dann wird er dessen einzig mögliche Voraussetzung, den *E i d*, das gottübergebene Versprechen, ins Zentrum aller ihm notwendig erscheinenden Neuordnung stellen. Somit ist letzten Endes die Spannung zwischen ihm und der angekündigten Umgestaltung, genau wie für die Älteren, die diesen Gegen-

saß bei den Jungen allzugerne übersehen möchten, nichts anderes als Ausdruck der grundlegenden Diskrepanz zwischen christlichem, eigentlich jugendlichem Glauben an eine bessere Welt als es die gegenwärtige sein kann und dem Postulat einer rein menschlichen, dazu auf Macht und Beherrschung begründeten toten Ordnung.

Jugend und Neuordnung gehören in diesem Falle zusammen. Neuordnung ist eine wesentlich jugendliche Frage. Es wird von der Antwort der Jungen abhängen, ob diese Verbindung positiv anerkannt werden kann, als Ringen um die Verwirklichung ewig gültiger Normen. Der Schweizerjugend bedeutet dieses enge Verhältnis nichts anderes als Kampf und Bewährung. Das scheint nicht allen bewußt zu sein, wenn sie urteilend die beiden Faktoren unserer Zukunftsrechnung auf einen Nenner bringen. Überraschend, verwirrend ist es aber keineswegs. Welche Jugend hat je ohne Kampf ihr Leben erstanden, und welche Ordnung unserer Geschichte ist je ohne den Kampf jugendlicher Kräfte von Dauer gewesen?

Ernst Jünger - Bildner der Wirklichkeit.

Von H. A. Wyß.

Der Krieg als seelische Umbildung.

Der Name Ernst Jüngers übt eine viel tiefergehende Wirkung aus, als sie im allgemeinen vom Künstlertum, selbst von solchem von Rang, auszugehen pflegt. Davon kann eine kleine Episode berichten, die sich vor nicht allzulanger Zeit in Zürich ereignete. Es war an einem Ernst Jünger gewidmeten Abend in einem literarisch beflissenen Kreis. Man bewegte sich in rein abstrakter Geistigkeit, die sich abmühte mit der Bergliederung eines schwerfaßlichen, irritierenden, unheimlichen Werkes, um es dann schließlich in die vorhandenen Vorstellungsschemata einzureihen — zu verstehen und zu neutralisieren. Das Werk der Aburteilung schien beinahe seinen Abschluß gefunden zu haben, da meldete sich gegen Ende des kritischen, behutsamen Abends eine Stimme, bei der man sogleich die Ohren spitzte: daß Jünger ein Mensch der Tat sei, ein Handelnder; daß er die versammelten Begutachter verachten würde. Hell, scharf, kurz — traf es ins Lebendige. Sogleich sprang die Entgegnung auf, daß man sich dann eben verachten lassen müsse. Aus dieser Antwort vibrierte Stellungnahme, und mit einem Mal hatte die Stimmung im Saal sich aufgeladen. Wenn nun auch der Abend rasch schloß, der einmalige Anruf der Persönlichkeit Jüngers hatte genügt wie ein Wetterleuchten. Der aktuelle Jünger wurde sichtbar. Der Wirkung des Jüngerschen Werkes, die man natürlich mit viel Klugheit abfangen und unwirksam machen kann, liegt eine Wirklichkeit ganz eigener Natur zugrunde. Diese Wirklichkeit läßt sich nicht entmachten, denn sie ist die Wirklichkeit unserer Zeit. Durch